

**Albrecht Göschel**

## **Die Zukunft einer alternden Gesellschaft: Bedrohungen und Chancen**

Vortrag zum „Zukunftsforum Baden-Baden“ am 10. Februar 2012

Dass der demographische Wandel zu einer alternden und alten Gesellschaft führt, ist inzwischen allgemein bekannte Tatsache und wird auch von niemandem mehr bezweifelt. Selbst dann, wenn eine gravierende Schrumpfung der Gesamtbevölkerung einsetzt, wie es sich bereits ankündigt und beschleunigter Weise für die kommenden Jahre zu erwarten ist, wird der relative „Überhang“ der Älteren nicht zurückgehen (Birg 2001). Das gilt für alle Gesellschaften im demographischen Wandel. Alle werden sie zu „alten Gesellschaften“, da zum einen die Zahl der Geburten, also die Kinder- und Jugendlichenzahlen niedrig bleiben, da zum anderen die Lebenserwartungen aller Einwohner steigen. So ist der Anteil der über 60-Jährigen von 8% im Jahr 1900 bis heute auf 25% gestiegen und wird möglicherweise bis zum Jahr 2050 sogar weiter auf 39% anwachsen (Kocka u. a. 2009:337), auf jeden Fall aber nicht zurückgehen. Auch diese Fakten sind inzwischen im öffentlichen, im allgemeinen Bewusstsein angekommen. Um drei Monate pro Geburtsjahrgang verlängert sich die durchschnittliche Lebenserwartung. Innerhalb von zehn bis zwölf Jahren steigt damit das durchschnittliche Lebensalter um drei Jahre, innerhalb von 30 bis 35 Jahren um zehn Jahre. Innerhalb des 20. Jahrhunderts hat es sich auf diese Weise um ca. 30 Jahre ausgeweitet, trotz zweier Weltkriege und trotz Weltwirtschaftskrise mit den bekannten Mangelphänomenen. Das einzige bekannte Beispiel einer rückläufigen Lebenserwartung in einer Industrienation war Russland nach dem Ende der Sowjetunion.

Umstritten ist allerdings die Begrifflichkeit. So schlägt z.B. Franz-Xaver Kaufmann (2005) vor, nicht von „Überalterung“ sondern von „Unterjüngung“ zu sprechen, um auf diese Weise auf die eigentliche Krise, den Geburtenrückgang und die – nach seiner Auffassung – unzureichende Größe des Nachwuchses hinzuweisen. Dem stehen allerdings auch Stimmen gegenüber, die den Geburtenrückgang und die damit verbundene Alterung der Gesellschaft durchaus positiv sehen und für völlig angemessen halten (z.B. Hondrich 2007). Um jede Art von Wertung zu vermeiden, wird im Folgenden nur von dem Faktum „Alterung“ gesprochen, und das ist nicht zu bezweifeln. Wie weit es sich noch fortsetzen wird, ist unklar und kann auch nicht prognostiziert werden. Eine biologische Grenze aber, die mit Sicherheit besteht, ist zurzeit noch nicht erreicht. Allerdings sind, wie das Beispiel Russland zeigt, auch immer Rückschläge denkbar. Allerdings würden sie Krisen z.B. in der Ernährung oder in der Gesundheitsversorgung von bisher zumindest in Europa nicht bekanntem Ausmaß voraussetzen.

Während der Geburtenrückgang als eine Art „Nebenfolge“ u. a. des wachsenden Wohlstandes oder des weitgehend durchgesetzten Wertewandels aber auch einer problematischen staatlichen Sozialpolitik gelten muss, also als eine Entwicklung, die nicht intendiert war, die sich unbeabsichtigt durchgesetzt hat, gilt der Anstieg der durchschnittlichen Lebenszeit durch und durch als Gewinn, als Fortschritt, um den hart und immer in großem Konsens gerungen wurde. Verbesserungen in der Ernährung, in der Hygiene, in der Medizin, im Arbeitsschutz – Humanisierung des Arbeitslebens –, im Wohnungsbau, in Erziehung und Bildungswesen, all dies zielte, so könnte man sagen, auf Verbesserung der Lebensbedingungen mit der erwünschten Folge einer Verlängerung des Lebens als eines in seiner ganzen Spanne guten und, wenn möglich, sogar glücklichen Lebens.

Alle Industriegesellschaften, die diesen Fortschritt erreicht haben, zeigen sich damit als säkularisierte, post-religiöse Gesellschaften. Sie orientieren sich eher an einem „heidnischen“

Modell, z.B. der klassischen griechischen Antike, für die ein langes, gesundes und glückliches Leben hier, im Diesseits, auf Erden, als höchstes Ziel galt, während christliche Tradition eher dazu neigte, das Diesseits abzuwerten, als Jammertal und Durchgangsstation zu verstehen, in der ein langer Aufenthalt nicht unbedingt wünschenswert sein musste. Das Eigentliche, das wahre Glück sollte erst danach, im Jenseits kommen. Glückstreben in dieser Welt und der Wunsch nach einem langen, guten Leben in ihr galt eher als verdächtig. Davon haben wir uns denkbar weit entfernt, aber ob das wirklich als Glück gewertet werden kann, ob die gewonnenen Jahre wirklich ein Gewinn sind, das scheint manchmal zutiefst zweifelhaft.

Bewertungen des individuellen wie des kollektiven oder gesellschaftlichen Alterns erscheinen ambivalent, widersprüchlich. Man gewinnt den Eindruck, als stünde die positive Wertung des Alterns, die zum Glück des langen Lebens doch wohl dazu gehört, noch aus. Ob das Altern – des Einzelnen – eine Last oder eine Chance ist, ob alternde Gesellschaften von einer „Alters- und Altenlast“ gedrückt oder von Alterspotentialen erhoben werden und einer hoffnungsvollen Zukunft entgegen gehen, scheint höchst umstritten zu sein, als traute man dem Gewinn, der mit der Verlängerung der Lebenserwartungen erreicht sein sollte, jetzt plötzlich nicht mehr recht über den Weg. Das, wofür jahrzehntelang gearbeitet und gekämpft wurde, scheint zur Bedrohung zu werden, sei es als „Vergreisung“ der Gesellschaft, als Generationenkonflikt, der sich unvermeidlich zwischen Alt und Jung einstellen müsse, als Unproduktivität der Ökonomie einer alten Gesellschaft, da dieser die produktiven und kreativen Kräfte fehlen, wie man sie nur der „Jugend“ zutraut usw.

Nun drängt sich allerdings der Eindruck auf, dass die Epoche der „Industriegesellschaft“, die im Wesentlichen zur Verlängerung der Lebenserwartungen und damit zur Alterung der Gesellschaft beigetragen hat, aus sich heraus keine Normen zur Verfügung stellt, die auch eine positive Bewertung eben dieses „Fortschritts“ zulassen. Aus ihrer Sicht stellt Alterung eine Belastung und ökonomische Bedrohung, ja eventuell sogar das Potential für soziale Konflikte dar. Aus Sicht der Normen aber, die mit einer „postindustriellen“ oder „postmodernen“ Gesellschaft entstehen, ändert sich der Blick. Es werden die Chancen der Alterung, ihre sozialen und ökonomischen Möglichkeiten, ja sogar ihre Konfliktvermeidungspotentiale erkennbar, die Alterung erst zu dem Fortschritt machen können, als der sie angelegt und in der Industriegesellschaft angestrebt und realisiert war. Die Industriegesellschaft hat zwar die materiellen, nicht aber die normativen oder ethischen Voraussetzungen des „guten und glücklichen Alterns“ geschaffen. Diese jetzt durchzusetzen, scheint zur Zukunftsaufgabe und Herausforderung zu werden, ohne damit die materiellen Grundlagen wieder zu gefährden oder in Frage zu stellen.

### **1. Die Kultur der Industriegesellschaft**

In ihrem Kern ist die Industriekultur einer Kultur der Dinge, ganz entsprechend der Basis dieser Epoche, breiten Wohlstand durch hohe Produktivität in der Herstellung von Dingen zu schaffen. So kulminiert diese Dingkultur denn auch im „vollkommenen Objekt“ (Reckwitz 2006), das in Form und Funktion in vollkommener Weise einen bestimmten Zweck erfüllt. Ein solcher Gegenstand wird als das „vollkommene Werkzeug“ verstanden und konzipiert, das in perfekter Weise auf einen bestimmten Zweck zugeschnitten ist und diesen in hoher Präzision, Reinheit und Klarheit erfüllt.

Zu dieser „Vollkommenheit“ des Werkzeugs sind dessen Spezialisierung und damit seine Abgrenzung von anderen Zwecken oder Werkzeugen erforderlich. Es entsteht in den Dingen eine Monofunktionalität, die jedes Ding zwar für einen, aber eben auch nur für einen Zweck perfektioniert. Offenheiten, Unklarheiten der Zweckerfüllung, oder gar Dinge, die auch für

noch unbekannte Zwecke geeignet sein könnten, werden eher eliminiert und vermieden. Die Konzentration auf einen ganz genau bestimmten, abgrenzbaren und benennbaren Zweck soll, so die Vorstellung, den Dingen Reinheit und Klarheit vermitteln, sie auf ihr Wesen konzentrieren. Auf diese Weise würden, so die Vorstellung, die Dinge wahrhaftig, ehrlich und wesentlich, würden also moralische Qualitäten erreichen, durch die sie auch ihre Benutzer zu moralisch qualifizierten Wesen erheben.

Wenn eine solche Perfektionierung des „vollkommenen Objektes“ gelingt, und das wird für alle Zwecke und die dazu gehörenden Dinge für möglich gehalten, kann eine einmal gefundene Lösungen beliebig häufig wiederholt werden, so dass die Kultur der Dinge zur Standardisierung neigt. Es werden häufig anthropologische Grundbedingungen und Grundfunktionen des Menschen angenommen, die in standardisierter Weise durch perfekte Werkzeuge befriedigt und erfüllt oder ihrerseits durch Werkzeugeinsatz perfektioniert werden können. Der Dingkultur ist Standardisierung, Mechanisierung und Spezialisierung eingeschrieben. Das sind die Methoden, mit denen das vollkommene Objekt hergestellt wird, mit der es selber arbeitet, die also auch seiner Verwendung zugrunde liegen.

Standardisierung, Mechanisierung und Spezialisierung ziehen auch Serialität nach sich, die Wiederholung des immer gleichen, des in sich vollkommenen Objekts, das nicht mehr variiert werden muss. Und es führt zur Polarisierung, zur Gegensätzlichkeit, von „vollkommen“ oder „unvollkommen“, von „gelingen“ oder „mislungen“, von „gut“ oder „schlecht“, von „geeignet“ oder „ungeeignet“ usw. Bereits sehr früh wurde diese Tendenz der modernen Ding-Kultur zur Polarisierung, zur Bildung gegensätzlicher Begriffe als „unangemessene Enge“ des Denkens kritisiert (Simmel 2000/1916a:220), eine Kritik, die bis heute nicht verstummt ist. Ein Ding hat zu sein, was es ist, eindeutig und klar, ohne Zweifel, definiert, also abgegrenzt, denn nichts anderes heißt es, zu definieren, abzugrenzen, gegen das Ungeeignete, Schlechte, Unpassende, im Zweifelsfall einfach gegen das „Andere“ oder auch „Fremde“, das aber dann auch immer als das „Falsche“ erscheint.

Schon in ihrer Entstehung ist diese Industriekultur als eine der Mittel bezeichnet worden, denen die „Zwecke verloren gehen“ (Simmel 2000/1916b:190), oder als Kultur des Zerteilens, des Zerschneidens von Lebenszusammenhängen. In Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“, einem Schlüsselroman der untergehenden bürgerlichen und heraufziehenden industriellen Moderne, erscheint die Hauptfigur als „homme vivisecteur“, als Lebenszerschneider oder Zerteiler, die in diesem Zerschneiden das Leben – um es zu „begreifen“, also zu greifen, anzufassen und mit Werkzeugen zu bearbeiten – tötet. Mit der beginnenden Industriekultur stellt sich dieser Vorrang der Dinge ein, die dem Menschen etwas zu sagen, zu befehlen haben, die ihn auffordern, sein Leben ihnen entsprechend zu ändern. Auch wenn Dinge mit diesem Anspruch anfangs noch als Kunstwerke erscheinen (Sloterdijk 2009:38), dehnt sich diese Eigenmacht der Dinge sehr bald auf alltägliche Werkzeuge aus, man denke z.B. an das industrielle Fließband, den Inbegriff des industriekulturellen Werkzeugs, das zerteilen muss, um mechanisch zu montieren.

Vor dem Hintergrund langen, dauernden, den Alltag bestimmenden Mangels, der sich in einer vorindustriellen Zeit vor allem als Mangel an geeigneten Werkzeugen und Dingen darstellte, ist diese Dingfixierung zwar ohne weiteres plausibel. Als kulturelle Formation hat sie jedoch dramatische Konsequenzen, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten, man kann sagen, seit den 1970er-Jahren, mit einer Verbreitung und Vervollkommnung der Dingkultur besonders deutlich in Bewusstsein traten. Je mehr der breite Wohlstand und die Fülle an Dingen, die die Industriekultur erreichen wollte, Realität werden, um so mehr treten die Bedrohungen und Gefahren, die Widersprüche und Engpässe dieser Kultur in Erscheinung und ins allgemeine

Bewusstsein, z.B. in der ökologischen Krise, in einer neuen Knappheit an Ressourcen als Folge einer Fixierung auf perfekte Dinge und ihren grenzenlosen, ständigen Gebrauch. Nicht minder dramatisch sind aber die Übertragungen dieser Dingkultur auf ein „Menschenbild“, auf ein Verständnis oder eine Bewertung des Menschen, der in der Industriekultur nach dem Modell des „vollkommen Gegenstandes“ geformt wird. Aus diesen Werten und Normen der Industriekultur als einer Dingkultur des vollkommenen Objektes resultieren die durchweg negativen Bewertungen des Alters, das andererseits von eben dieser Epoche in dramatischer Weise verlängert und damit als umfangreiche Lebensphase für Alle erst durchgesetzt wird.

Die Neigung, klare Abgrenzungen in Gegensätzlichkeiten zu formulieren, findet sich z.B. in der entsprechend klaren Abgrenzung zwischen den Lebensphasen, wie auch immer diese benannt werden. Ohne Übergang wechselt der Einzelne von Erwachsenen oder Berufstätigen in das Alter oder die Rente. Von einem Tag zum anderen wird er damit vom leistungsfähigen, produktiven, kompetenten Mitglied der Gesellschaft zum Ruheständler, zur „Alterslast“, im Zweifelsfall zum Versorgungsempfänger und Fürsorgefall. Normierende Gesetzgebung der Industriegesellschaft standardisiert wie die Produktion von Massengütern menschliche Lebenslagen und definiert sie nach einem mehr oder weniger willkürlich gesetzten Datum, dem 65. Geburtstag, völlig gleichgültig gegenüber individuellen Bedingungen, Wünschen und Fähigkeiten, und nur mit Mühe und enormen Aufwand an politischer Rhetorik ist es in den letzten Jahren gelungen, diese Fixierung und Standardisierung etwas aufzubrechen (Kocka u. a. 2009).

Sehr bezeichnend ist es, dass einerseits Länder, die weniger umfassend von Industriekultur geprägt sind, also z.B. die skandinavischen Länder, schon seit Jahren entsprechende Flexibilität zeigen, während es für Deutschland gleichfalls symptomatisch ist, dass die Organisationen, die einem industriegesellschaftliche Modell nahe stehen, verbissen um klare Fixierungen kämpfen, selbst wenn das ihrem eigenen Klientel, wie z.B. bei den Gewerkschaften, durchaus nicht entspricht. Selbstverständlich braucht eine umlagenbasierte Altersversorgung gewissen Grenzen oder Fixierungen, um Zahlungsverpflichtungen und Ansprüche zu regeln, so dass organisatorische Bedingungen mit denen unterschiedlicher individueller Kompetenz in Konflikt geraten können (Deutscher Bundestag 2010:20). Dass diese Verregelungen aber so verallgemeinert, umfassend und rigide definiert werden, dass also z.B. der Renteneintritt mit 65 für alle Berufsgruppen gleichermaßen gilt, ist so offensichtlich unangemessen, dass es keine Sachgründe, sondern nur kulturelle Normen sein können, die zu solchen Zwängen führen. Es sind die kulturellen Normen einer normierenden Industriekultur, die Standardisierungen nach Einzelmerkmalen, also z.B. nach „Alter“, reduziert auf ein quantitatives Datum ohne Berücksichtigung anderen Kriterien, vornimmt (Deutscher Bundestag 2010:262; Lloyd-Sherlock 2011:151). Die „Alten“ bilden aber keine homogene Gruppe, sondern unterscheiden sich gravierend nach Bildungsstand, Berufsbiographie, Familienstand usw., so dass sich eine Polarisierung von Jung vs. Alt im Sinne einer „binären Codierung“ im Grunde verbietet (Deutscher Bundestag 2010:62) Die Variationsbreite zwischen Individuen und sozialen Gruppen steigt sogar mit dem Alter. Im Alter sind also psychische und soziale Unterschiede größer als in der Jugend (Baltes 2005:51; Kruse 1990:29).

Eine ganz ähnlich polarisierende Gegensätzlichkeit betrifft die Unterscheidung von Menschen als „Ressourcen“ oder als „Belastungen“, wie es in den Begriffen von „Humanressourcen“ einerseits, von „Alterslast“ andererseits deutlich wird. Der Begriff der „Ressource“ wird dabei bislang dem arbeitenden Menschen vorbehalten war, dem Menschen als Arbeitskraft im Berufsleben, das als Produktionsprozess definiert ist, während die negative Stigmatisierung der „Alterslast“ dem alten, nicht mehr berufstätigen Menschen gilt, der durch Rente versorgt

werden muss, ohne selbst noch einen Beitrag zu seiner Versorgung zu leisten, so in vereinfachter Weise die Sicht der produktionsorientierten Bewertung menschlicher Lebensalter. Dass die Älteren vielleicht auch jenseits von Berufstätigkeit eine Ressource darstellen könnten, wird erst mit der Aufwertung des Ehrenamtes, des bürgerlichen Engagements anerkannt, aber auch in diesem Kontext gleich wieder auf produktive Arbeit und sei es in einer Dienstleistungsorganisation verkürzt. Bürgerliches Engagement in der Form des Ehrenamtes wird gehandhabt wie eine Angestelltentätigkeit, wenn auch mit begrenzter Arbeitszeit und ohne Bezahlung, also wie normale Berufsarbeit in einer Arbeits- oder Industriegesellschaft.

Auch wenn bei Älteren durchweg der Wunsch besteht, noch nützlich zu sein (Brauer u. Kocka 2009:15), kann sich diese Nützlichkeit nicht auf formalisierte Tätigkeit in Organisationen oder im Berufsleben beschränken (zumindest tendenziell im Sinne einer solchen Zuweisung z.B. Steinbrück 2005), so als bestünde eine Verpflichtung, für die Alterssicherung eine Gegenleistung über das Arbeitsleben hinaus, aber genau in seiner Form, wenn auch unter etwas erleichterten Bedingungen zu erbringen. Das die „Angestelltenexistenz“ nichts oder wenig mit „Bürgerlichkeit“ zu tun hat, dass diese sich erst außerhalb der Arbeit als Angestellter in einer bestimmten Lebensform der Vermittlung von Privatinteresse oder Allgemeinwohl durch eine das ganze Leben erfassende Lebensweise entfalten kann, wird in dieser Konstruktion des „bürgerlichen Engagements“ als unbezahlte Angestelltentätigkeit völlig ausgeblendet.

Die Millionen von Älteren, die in dieser Weise einem freiwilligen bürgerlichen Engagement nachgehen, zeigen, wie sehr sie es schätzen würden, weiterhin berufstätig zu sein, im Arbeitsleben zu stehen, dass man ihnen aber auf Grund ihres Alters verbietet. Entsprechend Untersuchungen legen immer wieder nahe, dass Gesellschaften mit längerer Lebensarbeitszeit als z.B. in Deutschland im Durchschnitt „glücklicher“ sind als die Deutschen (Deutscher Bundestag 2010). Und sie zeigen auch, um diesem Argument hier gleich zuvor zu kommen, je länger die Lebensarbeitszeit, je später also der Übergang in einen Altersruhestand erfolgt, umso geringer die Arbeitslosigkeit. Dass also berufstätige Alte den Jungen die Arbeit wegnehmen, scheint doch eher in die Ecke der Märchen zu gehören. Dass im Moment aber so beliebte Ehrenamt, in der Politik hoch geschätzt, weil sich damit Lücken in notwendigen Versorgungssystemen billig stopfen lassen, stellt nichts anderes dar, als das Arbeitsleben unbezahlt und bei reduzierter Stundenzahl in den Ruhestand hinein auszudehnen. Auch diese „Ehrenamtlichkeit“ reduziert das Alter auf die „Humanressource“ Arbeitskraft, durchbricht also nicht den Gegensatz von Ressource und Last, wie er für die produktionsorientierte Industriegesellschaft kennzeichnend ist. Es durchbricht nicht die Polarisierung, den Gegensatz zwischen den beiden Wertungen, verhindert also nicht diese Wertungen, sondern schafft nur einen etwas fließenderen Übergang vom einen zum anderen, was allerdings angesichts industriegesellschaftlicher Verhärtungen auch schon als Gewinn verbucht werden kann.

Kompetenzen, die man den Älteren zubilligt oder abspricht, werden also nach Maßstäben eines Arbeitslebens gebildet, das möglicherweise jetzt schon ein überholtes Modell darstellt. Belastbarkeit durch einen langen Arbeitstag z.B. oder andauernde und anhaltende Konzentrationsfähigkeit, aber auch Durchsetzungsfähigkeit, Führungskompetenz usw. gelten als notwendige Kompetenzen, wenn nicht sogar körperliche Kraft und Geschicklichkeit als Kriterien eingebracht werden. Alles dies sind vermutlich Eigenschaften, bei denen Ältere schwächeln, aber möglicherweise sind es auch gar nicht die Kriterien, die für zukünftige Arbeits- oder Leistungsfähigkeit bestimmend sein müssen. Auch die Vorstellungen von Kompetenzen, über die ein Mensch verfügen sollte, sind also von industriegesellschaftlicher

Produktion und Arbeit in Großorganisationen bestimmt, obwohl ihre Relevanz für die Zukunft zumindest zweifelhaft sein dürfte.

Höchst umstritten ist in diesem Zusammenhang die Kompetenz „Kreativität“, also die Fähigkeit, Neues zu finden, Phantasie zu entwickeln und in Innovation umzusetzen. Autoren, die durch und durch an einem traditionellen Bild von Industriearbeit, von den Normen einer „Kultur der Dinge“ bestimmt sind, neigen ohne Bedenken dazu, den Älteren diese Kompetenz zur Kreativität abzusprechen. Ob sich jedoch Kreativität in Zukunft auf diese Kultur einer Produktion von Dingen, von Mitteln, deren Zweck uns verloren zu gehen droht, konzentrieren wird, oder ob nicht ganz andere Bereiche des Lebens von einer ganz anderen Kreativität erschlossen werden müssten, wird dabei überhaupt nicht gefragt.

Die Verherrlichung des schönen und jungen Menschen im Rahmen einer Normativität der Dingkultur, in der der „schönere Jugendliche“ auch als der bessere Mensch gilt (Deutscher Bundestag 2010:46), aber auch die größten, offensichtlichen Pervertierungen dieser Art menschlicher „Vollkommenheit“ finden sich im modernen Leistungssport, der die Perfektion des Körpers als Instrument messbarer Höchstleistungen feiert, als Werkzeug zur Produktion eines imaginären Produktes, des Rekordes oder des Sieges, letzten Endes als Werkzeug zur Produktion seiner selbst als perfektes Produkt, als vollkommener Gegenstand, als vollendetes Werkzeug in hoher Spezialisierung hergestellt für einen engsten Zweck, den, in einer bestimmten Disziplin eine Höchstleistung zu erzielen. Und die Spezialisierung dieser Disziplinen, die nicht umsonst den Begriff der Disziplin, also der Askese und Selbstkontrolle in diesen Vorgang der Spezialisierung hineinbringen, scheint schier unbegrenzt zu sein. Begann z.B. der moderne, olympische Skisport mit einer einzigen Disziplin, einer Kombination von Skispringen und einer Art Abfahrtslauf, verband also „nordischen“ und „alpinen“ Skilauf, finden sich heute allein im alpinen Bereich vier Disziplinen, Abfahrt, SuperG, Riesenslalom und Slalom, ergänzt um Kombinationen aus Abfahrt und Slalom, die als extra Rennen ausgetragen werden. Nicht minder ausufernd hat sich der „nordische Skilauf“ entwickelt: Skispringen von der Groß- und von der Normalschanze, Skifliegen von Riesenschanzen, Skilanglauf über Sprint- und Langstrecken, im klassischen Stil oder modernen Skating, Biathlon, seinerseits mit unterschiedlichsten Rennen als Sprint, Verfolgung, Langstrecke; dazu diverse Kombinationen und Staffeln. Und rechnet man zum alpinen Sport noch die neuen Skateboardarten hinzu, versteht man, wie aus einer einzigen Medaille zu Beginn der olympischen Karriere des Skilaufes heute dutzende werden konnten; und jede findet ihre Spezialisten, ihre hoch spezialisierte Ausrüstung, ihre eigenen, perfekt präparierten Rennstrecken, die wie Autobahnen mit höchstem Aufwand und nur für diesen einen Zweck angelegt werden müssen. Das macht den modernen Sport zum Eldorado der Dingkultur, ihre Diversifizierung mit den entsprechenden Geräten zum Inbegriff dessen, was man als Kreativität bezeichnen könnte, eine Kreativität, die angesichts permanent drohender Überproduktionskrisen geradezu verzweifelt nach neuen Produkten und Absatzmärkten für neue Produkte sucht.

Aber nicht allein die Diversifizierung versetzt in Erstaunen. Jeder Bereich in sich ist vom Prinzip der permanenten Steigerung durchdrungen. Ein „Gebirge des Unwahrscheinlichen“ (Sloterdijk 2009) wird durch Dinge aufgetürmt und durch Dinge erstürmt, durch Dinge, die als immer enger spezialisierte Werkzeuge, als Mittel für imaginäre „Zwecke“ – noch schneller eine Berg hinunter fahren – nur Mittel für Mittel werden, ohne einen sinnhaft erfüllten Zweck außer dem der Steigerung selbst erreichbar zu machen. Der Zweck dieser Dinge wird das Erlebnis des Dinges selber, beim Sport das Erlebnis des Dinges „Körper“ als Werkzeug, in seinem Werkzeugcharakter zum Erreichen einer von außen vorgegebenen, in ihrer Form, also qualitativ normierten, nur quantitativ ständig zu steigernden Leistung, dem Rekord oder Sieg.

Für die Erfahrung des Alterns und des Alters besonders dramatisch wird diese Perfektionierung und Steigerung des Körpers als Werkzeug seiner selbst in modernen Jugendkulturen, in einem Jugendwahn, wie er die gesamte Industriekultur begleitet, ja von ihr geschaffen wird. Eine der Idealgestalten dieser Kultur, das „Girl“, die modische, sportliche, erotisch emanzipierte und aktive, ökonomisch wenn auch in bescheidenem Maße unabhängige junge Frau, scheint geradezu eine Erfindung der 1920er-Jahre zu sein. In Revuen und Filmen wird sie als Massenphänomen gefeiert, das tendenziell auch immer als Masse, in der Mehrzahl, seriell auftritt, z.B. in den berühmten Revuefilmen eines Busby Berkely, erotisch verdinglicht, entpersönlicht, standardisiert, wie das Auto, vorzugsweise ein Cabrio, in dem sie von ihrem Begleiter oder Liebhaber mit Tempo und zum Spaß, ohne bestimmtes Ziel, über moderne Straßen chauffiert wird. Breitschultrig, mit kleinem Busen, schmalen Hüften, langen kraftvollen Beinen signalisiert sie, dass sie nicht zur Ehefrau und Mutter geschaffen ist, also klassische Erwachsenenrollen nicht zu übernehmen gedenkt. In ihrer androgynen Sexualität bleibt sie auf Dauer jugendlich, „Kindfrau“, die personifizierte Verantwortungslosigkeit gegenüber fremdem wie eigenen Leben; athletisch aber Raucherin, erotisch aber kinderlos, immer in Begleitung von Männern, aber unverheiratet, unentschieden, außer, wenn's um ein Vergnügen geht, verspielt, ohne Zukunft, eine moderne Wohlstandsutopie und Wohlstandsalternative zu Härte und Entbehrung der industriellen Arbeit und natürlich von proletarischer Herkunft, selbst noch hinreichend proletarisch, soweit ihre Kontextlosigkeit, die sie mit dem vollkommenen Objekt teilt, eine solche Einordnung überhaupt sinnvoll macht. Eigentlich kann man diesem „Girl“ nur wünschen, vor dem Altwerden hinreichend häufig gefilmt, fotografiert und damit „für die Ewigkeit“ als jung fixiert zu werden, um dann schnell und schmerzlos zum Beispiel bei einem „Unfall“ ums Leben zu kommen, sei es im offenen Cabriolet sich mit dem eigenen Schal elegant zu erwürgen, sei es wie bei „Jules und Jim“, Truffauts schönstem aber auch traurigstem Film, absichtsvoll abzustürzen, oder, falls man's etwas dramatischer mag, im Kugelhagel nach einem Banküberfall, „Bonnie und Clyde“.

Aus dieser Sicht nun, aus der der Industriekultur, erscheinen die gewonnenen Jahre als durchaus ambivalent. Die klassische Industriekultur verlängert die Lebenserwartungen um 30 und mehr Jahre, und dies könnten im Grunde sogar gute Jahre sein, meist ohne gravierende Gebrechen, in potentieller geistiger und körperlicher Regsamkeit, aber es sind keine Jahre der Jugendlichkeit. Auch wenn sie gesund verbracht werden, sind sie von Defiziten bestimmt. Der 50-jährige Körper ist zu sportlichen Höchstleistungen nicht mehr fähig, auch nicht mit perfektesten Sportgeräten. Er wird als relatives Defizit wahrgenommen. Das Gebirge des Unwahrscheinlichen, das die Industriekultur aufgetürmt hat, ist eines der Vergleiche, der Relationen, und in denen ist der alte Körper, sei er auch noch so „fit“, relativ im Nachteil gegenüber dem jungen. So signalisieren die 30 gewonnenen Jahre vor allem eines, nicht mehr jung zu sein. Die gewonnenen Jahre werden zwar nicht mehr für eine verlorene Ewigkeit eingetauscht, wie zu Beginn der Moderne, in der zwar die Verlängerung der Lebenserwartungen begann, aber durch Säkularisierung mit dem Verlust des Glaubens an ein ewiges Leben, an die Ewigkeit bezahlt werden musste (Imhof 1981), aber sie stellen doch eine Verlustgeschichte dar, des Verlustes an Jugendlichkeit. Der industriegesellschaftliche Wohlstand verschafft den Menschen zwar zusätzliche Lebensjahre, belegt diese Jahre aber gleichzeitig mit dem Stigma des Defizits, der abhanden gekommenen Vollkommenheit, nach dem doch sonst alles strebt.

Das bestimmt den Alltag der Alternden, die sich, wiederum mit Dingen, mit Apparaten und Drogen, jung zu halten suchen, nicht um ein gutes, sondern um kein Alter zu erleben, nicht um gut, sondern um niemals alt zu werden. Über jedem Sportstudio hängt unsichtbar der Fluch einer vergeblichen und doch unverzichtbaren Jagd nach ewiger Jugend als dem

einziges Glück der Industriekultur. Was sie den Menschen gegeben hat, hat sie ihnen im gleichen Moment genommen. Sie gibt das lange Leben und nimmt ihm sofort wieder seinen Sinn, außer als „Humanressource“, ob bezahlt oder unbezahlt.

Zwar hat sich in der Verlängerung des Lebens auch der Lebensabschnitt der Jugend verlängert und sich damit zu einer das ganze Leben prägenden Erfahrung entwickelt, so dass man bereits von „Juvenilisierung“ der Gesellschaft (Hitzler 2007) spricht, von einer „Verjünglichung“, die sich in Mode, Sport, Reisen, Freizeitformen, Sprachfiguren, Konsumgewohnheiten usw. über alle Altersgruppen erstreckt. Aber darunter nagt in Jedem das Bewusstsein, das sich spätestens vom fünften Lebensjahrzehnt an unabweislich zu Wort meldet, dass auch das tägliche Fitnessstudio keine Unsterblichkeit beschert. Eine Seinsökonomie, die durch Konsum ein Sein verspricht (Schulze 1992), kann zwar in endlosen Wiederholungen auch das Jungsein versprechen. Aber jede Biographie kennt den Bruchpunkt, sei es der Midlifecrisis, sei es des ersten Herzinfarktes, von dem an dies Versprechen hohl, der Vergleich mit Steigerungen bei Anderen, mit anderen Körpern deprimierend wirkt. Die Industriekultur aber hält nur die Dinge bereit, sie kennt nur das vollkommene Objekt als höchsten Wert, und dreißig Jahre lang geschieht dem Menschen dieser Industriekultur nichts anderes, als eine permanente, sich beschleunigende Entfernung von dieser Vollkommenheit, ein Anwachsen der Defizite – nach dem Maßstab dieser Dingkultur.

## **2. Kultureller Wandel der 1970er-Jahre**

Die 1970er-Jahre gelten zumindest in Mitteleuropa als das Jahrzehnt eines großen, umfassenden Wandels, in dem die Industriekultur an ihr Ende kommt, ohne sich doch völlig aufzulösen. Sie bleibt Basis des Wohlstandes. Aber ihre normative Kraft schwindet. Bereits in den 1960er-Jahren, vor allem ablesbar an der so genannten 68er-Generation, wird dieser Umbruch deutlich (Göschel 1991). Es beginnt eine bisher immer wieder schwer zu fassende, nur unscharf als Postmoderne bezeichnete neue Phase, die die Werte der Industriekultur, also der Zeit etwa von 1900 bis 1970 zurückweist und aus der heraus sich ein neues Persönlichkeitsbild zu entwickeln beginnt (Reckwitz 2006).

Als ein Phänomen, das tiefgreifende Veränderungen anzeigt, gilt der Wertewandel, in dem Pflicht- und Akzeptanzwerte, die allerdings schon das „Girll“ der 1920er-Jahre nicht mehr allzu ernst nahm, gegen Selbstverwirklichungs- und postmaterialistische Werte ausgetauscht werden (Inglehart 1979; Klages 1984). Kulturelle und vor allem kommunikative Kompetenz werden zunehmend höher bewertet als „instrumentelle“ Fähigkeiten in einer Kultur der Dinge. Nicht materielles Kapital erringt höchste Achtung, sondern in wachsendem Maß vor allem kulturelles und soziales, auch wenn sich dieser Wandel sehr milieuspezifisch vollzieht. Aber auch wenn nicht alle sozialen Milieus gleichermaßen an diesem Wandel teilnehmen, bleibt doch keines völlig unberührt.

An die Stelle kühler, distanzierter mechanisch-funktionaler Kompetenz treten in wachsendem Maße Werte wie Empathie, Gefühlsbetonung, Anteilnahme an Anderen, aber auch an der nicht-menschlichen Umwelt, an der Natur, exemplarisch deutlich an der Gründung der „Grünen“. Vor allem aber wandelt sich der Begriff des „Selbst“, das in Selbstverwirklichung entfaltet oder gefunden werden soll. Es ist ein Selbst, dem keine dinghafte, instrumentelle Qualität zukommt, sondern ein seelisches Innen der psychischen und emotionalen Erfahrungen. In der Steigerung von Selbstverwirklichung, im „self-growth“ wird ein inneres, gleichsam „organisches“ Wachstum postuliert, das die Person zwar mit einer Gestalt aber mit Weichheit und Formbarkeit versieht, im Gegensatz zur industriekulturellen Persönlichkeit in ihrer kristallinen Schärfe und seelischen Panzerung (Theweleit 1980). Anteilnahme steht



höher als Analyse, intuitives Verstehen des Ganzen eines Anderen höher als das Zerteilen des Vivisecteurs. Keine Polarisierungen von Gegensätzen oder die Reihung des immer gleichen bestimmt argumentative und ästhetische Konzepte, sondern Verbindungen, Übergänge, lebendige Vielfalt oder wie die immer unscharfen Begriffe lauten mögen.

In diesen neuen Orientierungen spiegelt sich der normative Geltungsanspruch einer neuen Klasse vor allem von Humandienstleistern, die in diesen Jahren die öffentliche Bühne von Politik und Institutionen betritt – soweit ein solches „Betreten“ angesichts der Besetzung aller relevanten Stellen in Politik, Wirtschaft und vor allem in der Wissenschaft durch die „68er“ überhaupt möglich war. Durchaus als Kritik hat man diesem Milieu vorgeworfen, es formuliere nichts anderes als eine schlecht aufbereitete Romantik. Es sei vernunft- und zivilisationsfeindlich, irrational und rückwärtsgerichtet. Sieht man aber allein die Ambivalenzen, die in Bezug auf das Bild vom Altern aus der bis dahin bestimmenden Industriekultur hervorgegangen waren, wird man mit solchen Urteilen zurückhaltender sein müssen. Besonders für das Alter und die Alten bietet diese neue normative Orientierung, wie sie im Wertewandel vorbereitet wird, eine ganz andere Sicht, als sie bis dahin als ausschließliche Wertung bereitgehalten wurde.

Wenn anstelle einer Perfektion der Dinge, einschließlich des eigenen Körpers, und anstelle einer kompetenten, perfekten Handhabung eines Reichtums an perfekten Dingen ein Reichtum an innerer Erfahrung als hoher Wert tritt, gewinnt das Alter erhebliche Vorzüge, da es notwendiger Weise über mehr Erfahrungen verfügt als die Jugend. Wenn sich Kompetenz nicht in der Handhabung oder Beherrschung von Werkzeugen zeigt, sondern in einer Kompetenz zur inneren Erfahrung, ist gleichfalls das Alter im Vorteil, da sich diese Kompetenz erst mit einer gewissen Lebenserfahrung und inneren Reife herausbilden kann. Wenn Vielfalt und Vieldeutigkeit höher bewertet werden können, als Eindeutigkeit und „Eindimensionalität“, hat gleichfalls ein differenzierungsfähiges, abwägendes, relativierendes, reifes Urteil höhere Wertigkeit als das schnelle, jede Komplexität ausblendende, wie es eher mit Jugendlichkeit in Verbindung gebracht wird.

Im Wertewandel, der seit den 1970er-Jahren Deutschland erfasst hat, liegen also ohne Zweifel Potentiale, die zu einer Aufwertung des Alters beitragen können. Erst der Wertewandel, der industriegesellschaftliche Normen in Frage stellt, kann dem Fortschritt der Industriekultur, der Verlängerung von Lebenserwartungen, den Sinn und den Wert vermitteln, der die Industriegesellschaft ihrem eigenen Produkt nicht zu geben vermochte.

Auf diese Weise kommen in Deutschland, ausgelöst vom Wertewandel, Diskussionen in Gang, die das Alter und eine Alterspolitik direkt betreffen, z.B. die Flexibilisierung von Altersgrenzen entgegen scharfer Abgrenzungen, wie sie bis dahin dem Denken entsprachen. Auch die Vielfalt von Alter, die gravierenden Unterschiede, die sich individuell in dieser Lebensphase vielleicht mehr als jeder anderen einstellen, können erst mit einer Ablehnung des Standardisierungsdenkens der Industriekultur in den Blick gerückt werden. Heute bestimmen sie mehr als alle Normierungs- und Standardisierungsbemühungen die Diskussion um ein menschenwürdiges Altern.

Dass Alter kein quantitativ, am Datum fixiertes Versorgungsstadium ist, dass es vielmehr Erfüllung eines Lebens sein kann, dass auf Selbstentfaltung, Erfahrungsreichtum und Empathie beruht und diese Qualitäten zu entfalten sucht, ist der Fortschritt, den wir dem Wertewandel der 1970er-Jahre verdanken und den es in einer alternden und alten Gesellschaft nutzbar zu machen gilt. Dabei gelangen – zum Teil erneut – Kategorien und Begriffe ins Bewusstsein, die jahrelang vermieden, geradezu stigmatisiert, die als lächerlich oder albern in

die Mottenkiste der Tradition verbannt waren, jetzt aber wieder ihre Kraft und Relevanz zeigen.

### **3. Die Entfaltung des Selbst als Erfahrung, Anspruch und Wert des Alterns**

Aktuelle Altersforschung (z.B. Deutscher Bundestag 2010; Kruse 2010) fördert eine ganze Reihe lang vergessener, missachteter, für überholt gehaltener, und dennoch beeindruckender Fähigkeiten zu Tage, die besonders dem Alter eignen, die sich erst im Alter voll entwickeln können, und die auch als solche bekannt waren, aber erst im kulturellen Wandel wieder Anerkennung gewinnen: Selbstdistanz, Anerkennung und Relativierung von persönlichen Grenzen und Krisen, Gelassenheit im Umgang mit eigenen Fehlern und der der Anderen. Nicht das Leben nach dem Modell des „vollkommen Gegenstandes“, rein, klar und voller makelloser Präzision, sondern in all seinen Brüchen, Irrungen und Wirrungen, Fehlern und Enttäuschungen, in seinem „labyrinthischen Lauf“ wird hier anerkannt und muss anerkannt werden (Horx 2009:224). Der Anspruch, das Leben nicht als Schicksal hinzunehmen, es in Eigenverantwortung zu gestalten, bleibt zwar bestehen, aber die Grenzen dieses Lebensmodells werden nicht mehr geleugnet.

Eine fast vergessene Kategorie, in der Antike aber auch im christlichen Kontext von höchstem Wert, in der Industriemoderne aber als hoffnungslos rückständig, als rückwärtsgewandt diffamiert, erlebt eine erstaunliche Renaissance, die Kategorie der Weisheit (Horx 2009:184). Die Selbstdistanzierung, eine gelassen heitere Anerkennung unvermeidlichen Scheiterns ohne jeden Zynismus von Vergeblichkeit und Menschenverachtung, diese Ingredienzien von Weisheit sind erst im fortgeschrittenen Alter zu erringen. Nach Jahrzehnten eines industriekulturellen Mythos von Perfektion und produktiver Kompetenz kommen diese Aspekte des Lebens als besondere Qualitäten, als Kompetenz des Alters wieder zum Vorschein. Die Ressourcen, die das Alter zur Verfügung stellt, liegen demnach nicht – nur – in Arbeitsproduktivität, die länger ausgedehnt werden könnte, so sinnvoll das auch sein mag. Damit würde „Alter“ in seiner eigenen Qualität geleugnet. Sie liegt in einer ganz anderen Dimension, in vergessenen oder verachteten Fähigkeiten des Kontemplativen, der Weisheit, der Besinnung und Konzentration auf das, was wesentlich sein könnte, nicht in einer weiteren Perfektionierung und Anhäufung von Dingen, von mehr oder weniger vollkommen Objekten, von Mitteln ohne Zweck. Das Alter eröffnet Einsichten in Zwecke, zu denen die Mittel nicht unbedingt in den Dingen liegen. Es verschiebt die Aufmerksamkeit von „Haben“ auf das „Sein“ und relativiert damit die Bedeutung des Habens, das die Dingkultur dominierte (Fromm 1976; Kruse 2007:63).

Und ein zweiter Komplex von Einstellungen, Orientierungen oder Werten, wie sie für das Alter kennzeichnend sein können, wird zunehmend betont, nicht minder erstaunlich, wobei wieder nicht diese Qualitäten als vielmehr ihre Erwähnung, ihr Eingang in ernst zu nehmende Studien überrascht. Mit dem Alter gewinnen Spiritualität oder Transzendenz an Bedeutung, und dies nicht als Zeichen von Schwäche und Angst vordem nahenden Tod, sondern als relevante Dimensionen menschlicher Existenz. Gerade Transzendenz muss in diesem Kontext nicht zwingend im religiösen Sinn verstanden werden, sondern kann sich auf Transzendierung des eigenen Lebens in einer „mitverantwortlichen Lebensführung“ richten (Kruse 2007). Als Generativität, als Verantwortung in der Generationenfolge oder als Bedeutungsgewinn des Allgemeinen, des Allgemeinwohls gegenüber privatem Interesse kann diese Überschreitung des Eigenen zum Ausdruck kommen. Es scheint empirisch nachweisbar, dass derartige Orientierungen mit dem Alter zunehmen (Kruse 2010:179; Olbrich 1990:23). Eine Vermittlung der Gegensätze von Privatinteresse und Allgemeinwohl, in der Industriemoderne als nicht zu verbindende Pole auseinander getreten, rückt in den Blick. Das Private wird

zugunsten eines Allgemeinen zurückgedrängt, alles Befunde, die mit dem Bild des selbstsüchtigen, starrsinnigen Alters nicht recht zusammenpassen wollen.

Zweifellos werden die Älteren nicht durchweg zu Heroen des Altruismus, genau so wenig aber ist die Lebensform des konsum- und vergnügungssüchtigen, egomanischen Alten – auf Dauerkreuzfahrt – zutreffend. Was sich vielmehr andeutet, ist der Bürger als Lebensform, jenseits einer als Ehrenamt deklarierten, unbezahlten Angestelltentätigkeit, eine Lebensform, die die Polarisierung von Allgemeinwohl und Privatinteresse zu verbinden und auszugleichen sucht, und dies, wie neuere Studien gleichfalls nahe legen, z.B. in neuen Gemeinschaftsformen wie z.B. dem „gemeinschaftlichen Wohnen“, die von Anteilnahme, Empathie und Verantwortungsbewusstsein geprägt sind, in der Hoffnung, solche Gemeinschaften und gemeinschaftlichen Tugenden ohne die rigiden Kontrollen praktizieren zu können, die historischen Gemeinschaften anhafteten.

Auch Befürchtungen über drohende Generationenkonflikte zwischen Alten und Jungen, wie sie von einer sensationslüsternen Presse gern an die Wand gemalt werden, bieten vorliegende Studien wenig Grundlage (Baltes 2005:52; Künemund 2009). Zu ausgeprägt scheint doch gerade bei zunehmendem Alter die Generativität zu sein, also eine Orientierung der Älteren, die über den eigenen Horizont hinaus denkt und sich in Verantwortung für nachfolgende Generationen sieht. Unterstützung nachfolgender Generationen, sei es direkt im Familienzusammenhang, sei es anonymisiert in Organisationen, scheint ein zentraler Wunsch der meisten Älteren zu sein.

Doch alle diese positiven Perspektiven, die alternde Gesellschaften eröffnen, sind nicht selbstverständlich. Sie stellen sich vermutlich nicht automatisch ein. Zu groß sind die Gegenkräfte, die solche Ansätze im Keim ersticken können. Verbrauchsgüterindustrie und Tourismus haben die Alten als Kunden entdeckt und versuchen ihnen einen Konsum nahe zu legen, der ihnen Glück und Zufriedenheit verheißt. Die gegenwärtige Generation der Älteren stellt die wohlhabenste Altengeneration der Geschichte dar, und trotz aller Ungleichheiten ist dieser Wohlstand breit verteilt. Das weckt Begehrlichkeiten in Wirtschaftsbereichen, die von permanenten Überproduktionskrisen bedroht sind, in Mode, Haustechnik, Automobilbau und im Tourismus. Erlebnisse, die diese Produkte vermitteln, werden „altengerecht“ aufbereitet, als Erfüllung der Wünsche, die man sich in einem langen Arbeitsleben ständig versagen musste, als Erfahrungen, die man nur im Alter in ihrer ganzen Fülle auskosten in der Lage ist. Und solche Werbebilder sind wirksam. Umso erstaunlicher, dass sich dennoch die entgegen gesetzten Orientierungen zumindest ansatzweise, aber doch messbar herausbilden können, wie es die Altersstudien nahe legen.

Auch die neuen solidarischen, bürgerschaftlichen und intergenerativen Lebensmodelle, wie sie z.B. im Gemeinschaftlichen Wohnen gesehen werden können, sind nicht völlig unproblematisch. Es wäre durchaus denkbar, dass sie sich zu abgeschlossene Inseln, zu „gated communities“ ohne Tore und Mauern entwickeln. Sowohl die Komplexität als auch die mediale Präsenz von universalem Leiden könnte die meisten Menschen und gerade die Alten emotional überfordern, so dass sie eher den Rückzug in eine abgeschlossene Welt der Idylle und des Friedens suchen. „Das Wohnen schafft ein Immunsystem wiederholbarer Gesten“, ein „Entlastet-Sein dank erfolgreicher Habitualisierung“ auch wenn diese Entlastung mit Pflichten nach innen, mit einem „Belastet-Sein durch deutliche Aufgaben“ (Sloterdijk 2005-402) verbunden ist. Der Wunsch der Älteren, noch nützlich zu sein, wie ihn alle Altenstudien belegen, könnte also, angesichts einer überkomplexen Umwelt, die aus ihrer Undurchschaubarkeit Ängste auslöst, sehr wohl mit Abgrenzungsverhalten nach dem Modell „alter“ Gemeinschaften verbunden sein. Solidaritätsmodelle könnten sich auch da, wo sie über

den engsten Privatbereich der Familie hinausreichen, doch auf sehr überschaubare, kleine, vertraute Zirkel und Gruppen beschränken, in denen sehr begrenzte Solidarität in Abschottung praktiziert wird. Auf eine moralische Überforderung durch die omnipräsenten Leiden der ganzen Welt würde mit einer Unterforderung an Empathie, an Anteilnahme reagiert werden, das Allgemeine, doch als nur geringfügig erweitertes Privates erscheinen (Offe 2001).

Und selbst da, wo auf hedonistischen Konsum verzichtet wird, wo ein Einsatz für ein Allgemeines angestrebt wird, könnten alltägliche Zwänge solchem Engagement enge Grenzen setzen. Die „mobile Großmutter“, die bereit ist, ihre Kinder und Enkel durch persönlichen Einsatz zu unterstützen, ist angesichts moderner, meist mehr oder weniger erzwungener Berufsmobilität ihre Kinder zur Teilnahme am Verkehr und damit in eine wenig befriedigende CO<sub>2</sub>-Bilanz gezwungen. Energie- und Materialverbrauch, die bedrohliche Ausmaße angenommen haben, die aber durch Normen und Werte der Älteren, durch ihre Allgemeinwohl- und Generativitätsorientierung eigentlich reduziert werden könnten, scheinen Zwängen zu unterliegen, denen schwer zu entkommen ist. Gerade der Individualverkehr, eine der Hauptursachen von Umweltbelastung und Zukunftsgefährdung, weist in vieler Hinsicht die Eigenschaften einer Evolution, einer sich selbst perpetuierenden Entwicklung auf (Lübbe 1992), der nicht durch persönlichen guten Willen, vielleicht nicht einmal durch engagierte Politik zu entkommen ist. Andererseits ist grenzelose Mobilität, vorzugsweise mit Hilfe eines perfekten, leistungsstarken PKW aber auch an das unternehmensgesellschaftliche Persönlichkeitsbild des hoch effizienten „organization man“ gebunden; und dieses Bild verliert zurzeit an Glanz, an prägender Kraft (Horx 2009:270), ausgelöst von Wertewandel und alternder Gesellschaft. Persönlicher Wille, beste Absichten können sich in solchen Kontexten zwar leicht als wirkungslos, als irrelevant erweisen (Bolz 2005), dennoch sind Tendenzen unverkennbar, die in eine sorgsamere, empathischer Zukunft führen könnten.

Häufig können wir auch die Konsequenzen eigenen Handelns und Verhaltens gar nicht abschätzen und kontrollieren, da die Produktions- und Vertriebsbedingungen der meisten Güter, die wir im Alltag verwenden, undurchschaubar sind. Der Wunsch also, sich durch entsprechende Lebensformen allgemeinwohldienlich zu verhalten, kann ohne dass wir es wissen an engste Grenzen stoßen. Dennoch stellt bereits die Frage nach Herkunft und Material unserer alltäglichen Gebrauchsgegenstände einen Wandel gegenüber der industriellen Moderne dar, die diese Frage grundsätzlich nicht gestellt, Folgen in jedem Fall externalisiert hat.

Es könne also durchaus sein, dass der kulturelle Wandel, der von Wertewandel und gesellschaftlicher Alterung ausgelöst wird, bei weitem nicht ausreicht und vor allem viel zu spät einsetzt, um drohende Krisen abzufangen. Darüber hinaus wäre denkbar, dass der Wandel, der sich in der Alterung andeutet, auf eben dem Wohlstand basiert, der diese Alterung möglich gemacht hat, so dass er in all seinen Folgen auch von normativen Wandlungen gar nicht grundsätzlich in Frage gestellt werden kann. Andererseits aber kann nur ein mentaler Wandel Krisen verhindern, nicht staatliche Verordnungen, keine hoheitliche Politik, da diese immer abhängig von demokratischer Zustimmung bleibt. Oder man müsste davon ausgehen, dass Gesellschaften nur aus Katastrophen lernen, so wie die deutsche aus zwei katastrophalen Kriegen gelernt hat, dass sich Kriege nicht lohnen. Aber das ist keine sehr beglückende Perspektive. Die normativen, die ethischen Wandlungen, die sich im Verlauf der letzten Jahrzehnte in einer alternden Gesellschaft durch ihre Alterung vollzogen haben und weiter verstärken könnten, deuten aber an, dass es eine Alternative zur großen Krise geben könnte in einer Gesellschaft, die zunehmend auf Werte wie Weisheit, mitverantwortliches Leben, Generativität und Empathie setzt.

Es bestehen als gute Gründe, nicht nur pessimistisch in die Zukunft zu blicken. In der Alterung von Gesellschaften und im Wertewandel, der diese Alterung in ein neues Licht rückt, der Qualitäten und Qualifikationen des Alters betont, die in der Kultur der industriellen Moderne vergessen und verachtet waren, liegen Chancen für eine Zukunft, die reflektierter und schonender mit ihren materiellen und humanen Ressourcen umgeht, als es die Kultur der Industriegesellschaft getan hat. Die Alterung, die alle postindustriellen und postmodernen Gesellschaften erleben, kann ein Weg in eine Zukunft sein, die in der funktionierenden Industriegesellschaft unvorstellbar zu sein schien, der nicht denkbar war. Zwar könnten die neuen – und in vieler Hinsicht sehr alten – Normen und Werte einer alten und alternden Gesellschaft zu spät kommen, zu wenig Menschen erfassen, gegen andere Zwänge unterliegen, um drohende Krisen z.B. der Energieknappheit noch abzuwenden, und dennoch zeigen sich hier Lebensmodelle, die als zukunfts-fähig mit Nachdruck zu entwickeln wären.

## Literatur

- Baltes, Paul B (2005), Herausforderungen und innovative Ansätze für gesellschaftlichen Wandel: „Der Generationenkrieg kann ohne mich stattfinden“, in: Hanns-Martin-Schleyer-Stiftung, Demographischer Wandel als Innovationsquellen für Wirtschaft und Gesellschaft, Köln, S. 49-55;
- Birg, Herwig (2001), Die demographische Zeitenwende. Der Bevölkerungsrückgang in Deutschland und Europa, München;
- Bolz, Norbert (2005), Blindflug mit Zuschauer, München;
- Brauer, Kai u. Jürgen Kocka (2009), Einleitung zum Kapitel „Zeit und Erfahrung als Ressourcen: Tätigkeiten, Übergangspfade und Arbeitsmotive vor und nach dem Übergang in den Ruhestand“, in: Jürgen Kocka, Martin Kohli, Wolfgang Streeck (Hrsg.), Altern: Familie, Zivilgesellschaft, Politik; Halle, S. 15-17;
- Deutscher Bundestag, Unterrichtung durch die Bundesregierung (2010), Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland – Altersbilder in der Gesellschaft und Stellungnahme der Bundesregierung, Köln;
- Fromm, Erich (1976), Haben und Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft, Darmstadt;
- Göschel, Albrecht (1991), Die Ungleichzeitigkeit in der Kultur. Wandel des Kulturbegriffs in vier Generationen, Stuttgart usw.
- Hitzler, Ronald (2007), Unterwegs in Szenen. Neue Gemeinschaftsformen in der Gegenwartsgesellschaft. Vortrag zur Tagung „Interkulturelle Bildung und Jugendszenen als Herausforderung für den Kulturbetrieb und die offene Jugendarbeit in der heterogenen Stadt“ der Interkulturellen Akademie Augsburg, Augsburg, Dez. 2007;
- Hondrich, Karl Otto (2007), Weniger sind mehr. Warum der Geburtenrückgang ein Glücksfall für unsere Gesellschaft ist, Frankfurt/M.
- Horx, Matthias (2009), Das Buch des Wandels. Wie Menschen Zukunft gestalten, München;
- Imhof, Arthur E. (1981), Die gewonnen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebenszeit seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben, München;
- Inglehart, Ronald (1979), Kultureller Umbruch. Wertewandel in der westlichen Welt, Frankfurt/M.
- Kaufmann, Franz-Xaver (2005), Schrumpfende Gesellschaft. Vom Bevölkerungsrückgang und seinen Folgen, Frankfurt/M.
- Klages, Helmut (1984), Wertorientierung im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen, Frankfurt/M. New York;
- Kocka, Jürgen; Martin Kohli, Wolfgang Streeck (2009), Einige Ergebnisse, in: Dies. (Hrsg.), Altern: Familie, Zivilgesellschaft, Politik; Halle, S. 337-343;
- ,-- (2009), Einführung in den Band, in: Dies. (Hrsg.) Altern: Familie, Zivilgesellschaft, Politik; Halle, S. 9-12;
- Kruse, Andreas (2010), Zukunft Altern. Individuelle und gesellschaftliche Weichenstellungen, Heidelberg;
- ,-- (2007), Das letzte Lebensjahr. Zur körperlichen, psychischen und sozialen Situation des alten Menschen am Ende seines Lebens, Stuttgart;
- ,-- (1990), Psychologisch-anthropologische Beiträge zum Verständnis des Alternsprozesses, in: R. Schmitz-Scherzer, A. Kruse, E. Olbrich (Hrsg.), Altern – Ein lebenslanger Prozess der sozialen Interaktion, Darmstadt Festschrift zum 60. Geburtstag von Fr. Professor Ursula Maria Lehr, S. 29-42;
- Künemund, Harald (2009), Erwerbsarbeit, Familie und Engagement in Deutschland, in: Jürgen Kocka, Martin Kohli, Wolfgang Streeck (Hrsg.), Altern: Familie, Zivilgesellschaft, Politik; Halle, S. 19-39;
- Lloyd-Sherlock, Peter (2011), Ageing an international development – a critical review, in: Lutz Leisering (Hrsg.), Die Alten der Welt. Neue Wege der Alterssicherung im globalen Norden und Süden, Frankfurt/M., S. 144-161;
- Lübbe, Hermann (1992): Der Lebenssinn der Industriegesellschaft. Über die moralische Verfassung der wissenschaftlich-technischen Zivilisation, Berlin;
- Offe, Claus (2001), Wessen Wohl ist das Gemeinwohl? in: Lutz Wingert u. Klaus Günther (Hrsg.), Die Öffentlichkeit der Vernunft und die Vernunft der Öffentlichkeit, Frankfurt/M. S. 459-488;
- Olbrich, Erhard (1990), Zur Förderung der Kompetenz im höheren Lebensalter, in: R. Schmitz-Scherzer, A. Kruse, E. Olbrich (Hrsg.), Altern – Ein lebenslanger Prozess der sozialen Interaktion, Darmstadt, S. 7-27;
- Reckwitz, Andreas (2006), Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkultur von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne, Weilerswist;
- Schulze, Gerhard (1992), Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt/M. u. New York;
- Simmel, Georg (2000/1916), Wandel der Kulturformen, Frankfurt/M. Gesamtausgabe Bd.13, Aufsätze und Abhandlungen 1909-1918, Bd. II, S. 217-223;

- , – (2000/1916), Die Krisis der Kultur, Frankfurt/M. Gesamtausgabe Bd. 13, Aufsätze und Abhandlungen 1909-1918, Bd. II, S. 190-201;
- Sloterdijk, Peter (2009), Du musst dein Leben ändern. Über Anthropotechnik, Frankfurt/M.
- ,-- (2006), Im Weltinnenraum des Kapitals, Frankfurt/M.
- Steinbrück, Peer (2005), NRW 2030: Perspektiven der Metropolregion im demographischen Wandel, in: Hanns-Martin-Schleyer-Stiftung u. a., Demographischer Wandel als Innovationsquelle für Wirtschaft und Gesellschaft, Köln, S. 19-36.
- Theweleit, Klaus (1980), Männerphantasien, Reinbek bei Hamburg;